

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 37

Artikel: Gold an Bord!
Autor: T'Serstevens, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GOLD

an Bord!

ROMAN VON A. T'SERSTEVENS
Berechtigte Uebersetzung von Marcel Golé

Copyright 1937 by Albin Michel, Paris

I.

Wer von Panama her zwischen den von Guano weißbepuderten Inseln der Küste Ecuadors herunterfährt, sieht vor dem dritten Grad südlicher Breite einen Golf auftauchen, dessen flach sich hinziehende Ufer eine weite Aussicht auf das dahinterliegende Land eröffnen. Eine große flache Insel, die Puna, nimmt den Hintergrund des Golfes ein; sie läßt den Schiffen zwischen der Sandbank von Mala und der Küste von Tumbes nur eine enge Durchfahrt offen.

Hier nimmt man den Piloten an Bord und wartet die Flut ab, um die versandete Mündung des Guaya zu passieren, dessen schlammige Wasser sich zwischen den hochwachsenden Wurzeln der Manglielbäume dahinwälzen. Ihre Wipfel bilden ein gewölbtes Dach über einem sich fernhin erstreckenden Sumpfbereich. Die Landschaft ist völlig vom Wasser durchtränkt, nirgends kommt feste Erde zum Vorschein, und die Vegetation macht den Eindruck, als sei sie von wuchernden Algen gebildet. Die Flußmündung stellt eine unermeßlich weite Wasserebene dar, in der Ufer und halbüberflutete Inseln in eins verschwimmen.

Beim Weiterfahren sieht man, wie das Festland sich hinter den Manglielbäumen und dem Schilfe dehnt. Der Fluß ist nunmehr ein mächtiger, schlammiger Strom, dessen Wasser von der steigenden Flut des Meeres zurückgestaut werden. Seine Ufer sind derart flach und ihre Entfernung rechts und links ist so beträchtlich, daß man die Breite des Flusses nicht abzuschätzen vermag. Eine fernhin sich aufbäumende Schlagwelle zeigt an, wie sich seine Wasser gegen das Vordringen des Meeres wehren. Kein Leben gibt es auf diesem sich vorwärtsbewegenden See als Schwärme von rötlichen Vögeln, die dicht über der Wasserfläche lautlos ihre weiten Kreise ziehen.

Die Luft ist von Pestilenzdämpfen erfüllt, von tausendjährigem Verwesungsgeruch, der aus dem Moder der feuchten Niederungen aufsteigt. Ein glühendheißer, von Wasserdämpfen durchtränkter Himmel lastet auf dieser Landschaft, und wie ferne Rauchschwaden sieht man es da aufsteigen, wo die Ausdünstungen der Sümpfe sich zwischen den Luftströmungen zusammenballen. Bisweilen löst sich aus dem giftigen Brodem ein Schwarm von Moskitos und senkt sich wie eine riesige, grauflimmernde Spirale, die sich nach unten verbreitert, auf die Wasserfläche herab. Hat man eine der Krümmungen dieses gewaltigen Flußlaufes passiert, so sieht man in großer Entfernung eine schmale weiße Linie auftauchen, die zwischen dem lehmgelben Wasser des Stromes und dem Grünblau eines fernen Hügellandes schimmert. Je mehr man sich nähert, um so breiter und höher wird sie und zeigt nach und nach Unebenheiten und aufragende Spitzen. Bald kann man einige weithin sich erstreckende Straßenzüge, Kirchtürme und Palmenwipfel erkennen: Guyaquil, die größte Stadt Ecuadors liegt vor uns, mit ihrem Handelshafen, dem Knotenpunkt aller Wasserwege, die aus dem Berggebiet des Hinterlandes herunterführen.

Sie ist inmitten der Sümpfe auf einer leichten, nur drei oder vier Meter hohen Bodenschwelle erbaut. Die sumpfigen Wasser des Guayafusses und — gen Westen — ein weit ins Land vordringender Meeressarm, der Estero Salado, umgeben die Stadt von allen Seiten. In unmittelbarer Nähe dehnt sich eine schwammige, von Feuchtigkeit durchzogene Grasebene. Das Fieber herrscht hier, das gelbe und die anderen, weniger gefährlichen Fieber, die Malaria dieser Himmelsstriche, wo die Sonne senkrecht vom Zenith heruntersticht und wo am Mittag der Schatten zu einem kleinen Kreis unter den Füßen zusammenschumpft.

Aber der Mensch spottet des Fiebers, seine Gier nach Gold ist stärker als alles.

Die Stadt ist reich.

Vom Hafen aus gesehen, bietet Guyaquil den Eindruck einer Großstadt. Der Fluß ist hier eine See mit breiten, und die Schiffe gehen in gleicher Entfernung von den beiden, mitten im Strom vor Anker. Der Malecon-Kai ist an die drei Kilometer lang, bemalte Häuserfassaden, ein- bis zweistöckige Bauten über einer offenen Galerie, deren vierreihige Pfeiler ungleich große, breite und niedrige Bogenwölbungen stützen... dahinter die Kauf-

läden, die so vor der Sonne geschützt sind. Beim Anblick von der Reede her könnte man beinahe an ein Bologna unter der Tropenzone, eine Pariser Rue de Rivoli für Mestizen denken. Einige prunkvolle öffentliche Bauten unterbrechen heute mit ihren Kuppeln und Säulengängen die einförmige Linie der niedrigen Häuser. Im Jahre 1916 existierten nur die letzteren, sämtlich aus Holz gebaut, mit protzigem Anstrich, der Granit oder Marmor vortäuscht... die Rolläden der Fenster grün gemalt, davor eine vergitterte Balustrade, und schließlich vor dem flachen Dach ein breiter, vorspringender Erker nach Art der spanischen Architektur.

Unter den Bogengängen herrscht das gewohnte Leben und Treiben der großen Handelshäfen... Kaufläden, Bazare, Kaffeehäuser, Schiffsagenturen, Banken, Konsulate und das südamerikanische Völkergemisch: Weiße oder Mestizen, oliven- oder kupferfarbene Typen, die einen korrekt in ihren malvenfarbenen Anzügen, Krawatte und Kragen, die anderen in nachlässigem weißem Baumwollrock, den Hut im Nacken... daneben das Indianervolk und Neger, viel Neger. Während der Arbeitsstunden sind eine Menge Kommiss, in Hemdsärmeln schuftend, damit beschäftigt, im Schweiß ihres Angesichts Waren aus- und einzupacken, Lastwagen und Maulesel zu beladen. Die Kakaomandeln bilden wahre Berge, die sich aufhäufen und wieder zusammenstürzen, während die Tropenzone sie mit ihren sengenden Strahlen bräunt; anderswo werden schwere Jutesäcke voll Kakaobohnen aufgestapelt und bilden Mauern und Bollwerke vor den Lagerspeichern.

Alle Welt ist beim Schaffen, laut gestikulierend, schreiend und schimpfend, aber das dauert nur so lange, als die noch schräg stehende Sonne es den menschlichen Wesen unter diesem Breitengrad erlaubt, herumzuwirtschaften. So gegen elf Uhr ist es mit der Herrlichkeit vorbei und alles Leben vom einen Ende des Malecons bis zum andern steht plötzlich still. Die Menge verzicht sich in die Patios und in den Schatten der Bodegas. Einzig die Lastträger sind noch draußen, aber sie liegen faul im Schatten, den die Berge von Kakaobohnen spenden. Man sollte glauben, daß eine langweilige Sonntagsruhe sich für drei oder vier Stunden auf die kilometerlangen Bogengänge herabgesenkt habe. In das lautlose Schweigen der eingeschlafenen Kais dröhnt das Plätschern des Flusses beinahe wie Meeressbrandung.

Hie und da wird das Einerlei der schnurgerade verlaufenden Straßen von einem riesigen Platz unterbrochen; Palmen, die keinen Schatten spenden, stehen da hilflos herum, ein bißchen versengten Rasen gibt's da und im Mittelpunkt ein konventionelles Denkmal mit den üblichen Bronzestatuen. Ringsherum konstatiert das beleidigte Auge wieder einmal die ungleichmäßige Entwicklung der südamerikanischen Städte: Neubauten mit vier Stockwerken neben primitiven Bambushütten, Schuppen und Latenzäunen. Nichts vermag die gähnende Leere dieser weiten, halbbebauten Flächen auszufüllen. Das grelle Licht und die furchtbare Hitze löschen alles Leben aus. Die Geräusche werden vom leeren Raum völlig aufgesogen. Selbst eine Revolution mit ihrem lärmenden Gewühl und Geschrei würde hier hilflos ertrinken.

Alle diese vom Hafen oder vom Zentrum der Stadt herkommenden endlos langen Straßen münden, wohin sie auch gehen, schließlich in verlassen daliegende weite Terrains; sie verlieren sich in der sumpfigen Grasebene und zwischen den mit Lehmwasser angefüllten Verzweigungen des Estero Salado, die von der Ebene in ebenso viele Schlammbetten verwandelt werden. Lediglich im Norden lehnt sich die Stadt gegen eine Anzahl flacher Hügel an, die sogenannten Cerros, deren kaum einige zwanzig Meter hohe Kuppen sich bis zum Flusse hinziehen. Der letzte davon mit Namen Santa Ana, sieht wie ein kleines Vorgebirge aus. Auf diesen terrassenförmig ansteigenden Hängen erheben sich, nach der Stadtseite zu, weiß und rosa getünchte Häuser, inmitten schattiger Gärten. Hier ist das Las Peñas oder Astillero genannte Stadtviertel. Die begüterten Familien, die Großkaufleute, die Reeder und hohen Beamten besitzen hier prächtige Villen, das heißt, solange ihr Reichtum

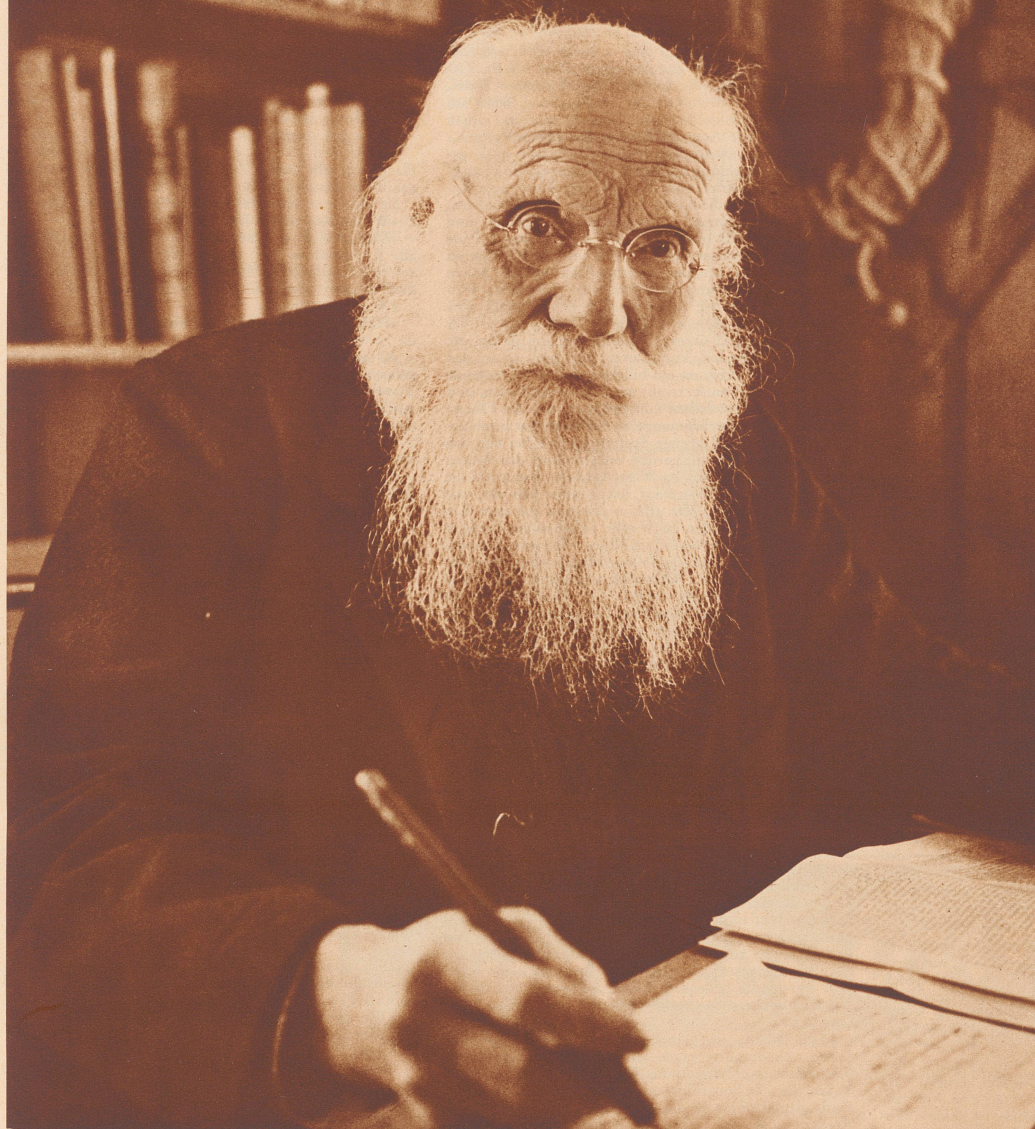
währt und sie nicht ihr Vermögen durch ein schwergerisches und verschwenderisches Leben oder durch Wechselfälle in der Politik verlieren. Nach der Baugewohnheit der Tropen bestehen die meisten dieser Villen aus Holz, mit Säulen und geschnitzten Giebeln, und nur einzelne wurden aus Zement erbaut, Phantasiegebilde von Architekten, denen Berlin oder Paris als Modell vorschwebte. Die üppige Vegetation der Kokospalmen, der Mimosa- und Melonenbäume sowie der hundert anderen Blüten- und Fruchtgewächse umgibt sie vollständig, mit alleiniger Ausnahme der Seite des Hauses, wo man von der Terrasse aus den Blick auf die Reede und die Landungsbrücke hat. Darüber hinaus schweift der Blick auf die gewaltige Krümmung des Flusses und bis Ende der Stadt über die dem Malecon parallel laufenden Straßenzüge hinweg. Man könnte sich hier auf einen hohen Berg versetzt wähen, eine solche Weite und Tiefenausdehnung besitzt diese Landschaft mit ihrer Ebene, der Lagune, der Flußmündung und dem Horizont des Meeres.

*
Mai 1916.

Jenseits der hohen Kette der Anden und der unermeßlichen Wälder des Amazonenstrom-Gebietes, auf der anderen Seite des Atlantik, wirft der Weltkrieg fast alle Völker gegeneinander. Ein wildes Ringen mit Feuer und Schwert, mit allen erdenklichen chemischen und mechanischen Waffen. Tausende von Männern fallen Tag um Tag. Städte brennen. Selbst die Bäume der Wälder sind nur noch klägliche Stümpfe auf zerwühltem und verkohltem Boden. Durch ganze Provinzen hindurch ziehen sich unabsehbar die Schützengräben; Millionen von Soldaten leben und sterben in den Eingeweidern der Erde.

Dieses ganze grausige Geschehen bedeutet hier nichts mehr als einen oberflächlichen Gesprächsstoff und einen willkommenen Anlaß zur Bereicherung. Zweimal täglich bringen «La Prensa», «La Libertad», «El Comercio» und «La Union» auf der ersten Seite die Kabelmeldungen aus England, Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Rußland und Italien. Man vergleicht amüsiert diese verschiedenen Berichte, die sämtlich Siegesmeldungen sind. Ein wenig zuverlässiger sind die Telegramme aus Madrid, Amsterdam und New York. Auf diese letzteren basiert sich die Spekulation, um einen guten Fischfang zu tun, der bisweilen gelingt; denn der Krieg ist eine schmutzige Quelle der Bereicherung für alle diejenigen, die nicht in ihn verwickelt sind. Die Gruben von Zaruma und Mazani arbeiten mit verdreifachter Belegschaft, die Plantagen werden bis zur Erschöpfung ausgebeutet, mitleidslos wird der Holzschlag in den alten prächtigen Wäldern der Ostprovinz betrieben. In weniger als zwei Jahren hat sich der Umsatz des Hafens verdoppelt. Ueber Nacht werden Vermögen verdient, über Nacht bringt man sie wieder durch, mit der Gewißheit freilich, sie von neuem zusammenzuraffen. In der Quinta Pareja, dem Amüsierviertel, verzeichnen Vergnügungslokale und Dancings einen noch nie dagewesenen Vollbetrieb. Was von Dirnen im Lande herumfließt, hat sich wie ein Schwarm auf die Stadt niedergelassen. In den Kirchen brennen tausend Votivkerzen vor dem Bilde der Jungfrau und dem des heiligen Antonius von Padua, daß der Krieg in Europa doch solange wie möglich dauern möchte.

*
In einem der schönsten Gärten des Astillero liegt, fast auf dem Gipfel des Hügels, ein ganz weißes, im alten Kolonialstil erbautes Haus. Seine Fenster sind mit stark vorspringenden schwarzen Gittern geschützt, die Eingangsporte ist unter einem gewölbten Steinbogen in die Mauer eingelassen, und nebenan brennt eine Lampe zu Füßen einer Statue der Heiligen Jungfrau. Die Gartenterrasse wird von einer Allee von Palmen mit gedrungene Stämmen gebildet, deren weit ausladende Wedel da, wo sie zusammenstoßen, ein dichtes Blätterdach formen. An beiden Enden der Terrasse befindet sich das flache Becken eines Springbrunnens, der wegen Mangel an Wasser kein fröhliches Plätschern vernehmen läßt,



† Professor Albert Heim

«Als ich Professor wurde, waren die meisten meiner Studenten älter als ich», sagte Professor Heim in seiner Abschiedsrede im Jahre 1911, als er das Lehramt aufgab. Vierzig Jahre vorher hatte er als Zweundzwanzigjähriger es angetreten. Schon als Kantonschüler war er durch seine Zeichnungen und durch ein Gebirgsrelief dem damaligen Geologieprofessor Arnold Escher von der Lindt aufgefallen und hatte die Erlaubnis zur Teilnahme an den Hochschul-Exkursionen bekommen. In über dreihundert wissenschaftlichen Publikationen ist Albert Heims Lebenswerk und Forscherarbeit niedergelegt. Mit einer unermüdbaren Liebe hing er an der geologischen Erforschung seines Heimatlandes. Unsere geologischen Karten und viele Reliefs sind zum Teil seine eigene Arbeit oder sind unter seiner Obhut und Betreuung entstanden. Er war ein vortrefflicher Lehrer, in der ganzen Welt zerstreut leben Schüler, die von ihm die fruchtbarsten Anregungen empfangen haben. 88 Jahre alt ist Prof. Heim geworden, der in seiner Einfachheit und Schlichtheit ein schweizerischer Forscher und ein schweizerischer Mann war. Bild: Professor Heim in den letzten Lebensjahren, aufgenommen in seinem Arbeitszimmer von seinem Sohn Arnold Heim.

Le professeur Albert Heim qui vient de mourir à l'âge de 88 ans, enseignait à un âge où la plupart des jeunes gens sont encore étudiants. Les 40 années qu'il consacra de 1871—1911 à ses cours à l'Ecole polytechnique fédérale et à l'Université de Zurich ne firent point tort à son œuvre de savant. Il apportait, par la publication de plus de 300 articles de revues et publications diverses (dont une «Géologie de la Suisse» en trois volumes), un formel démenti à la parole de Renan selon qui l'enseignement, même secondaire, est mortel à l'investigation scientifique. Cet éminent savant, membre d'honneur des sociétés savantes les plus distinguées et Dr h. c. de nombreuses Universités suisses et étrangères, était le père du brillant professeur Arnold Heim, dont la ZI relatait, il y a quelques mois, l'expédition scientifique à l'Himalaya.

dafür aber über und über mit wohlriechenden, aus fleischigen Stengeln sprießenden Blumen angefüllt ist. Hier steht unter einem Bogen von Palmwedeln, an jeder Seite der Terrasse, eine bemalte Bildsäule aus Alabaster. Sie stellt eine aufrecht stehende nackte Frau dar... ihre Haare sind vergoldet, die Augen blau, die Lippen gemalt, die Brüste rosa angehaucht, der ganze Körper von der Hand eines schönheitstrunkenen Malers in den Naturfarben der menschlichen Haut sorgsam nachgebildet. Unter den Rippen der langen Palmblätter sind eine Menge bunter Glühbirnen befestigt, die an eine Jahrmarkts-Illumination erinnern. Sie beleuchten eine reichgedeckte Tafel. Oben und ringsum ist der Schutz der Palmen so dicht, daß man von der Nacht da draußen nichts sieht.

Zwanzig Personen sitzen an der Tafel, neunzehn Herren und eine Dame, Gäste des Obersten Romero Tovar, des Chefs der Hafenz Polizei. Er ist ein Haudegen, von dessen Person man nicht viel weiß, es sei denn, daß er so einige fünfzehn Jahre auf chilenischen und amerikanischen Frachtdampfern Seedienst getan hat, schließlich zum Kapitän avanciert ist und die günstige Gelegenheit der Revolution von 1912 dazu benutzte, um sich zum Hafenkommendanten mit dem Rang eines Obersten aufzuschwingen. Ein guter Posten, fürwahr, einträglich infolge reichlicher Schmiergelder, oder, wie man hierzu-

lande zu sagen pflegt «alboroque»; das will soviel heißen wie «Schimmer der Morgenröte», wohl deshalb, weil man bei ihrem Genuß die Sonne des Reichthums aufleuchten sieht. Er hätte sie gewiß schon leuchten sehen, wenn er nicht alles, was er an dienstlichem Gehalt und an Einkommen hinten herum verdiente, allsogleich und sogar im voraus, im Spiel und mit leichtsinnigen Frauenzimmern durchzubringen pflegte. Sein Grundsatz war, sein Leben und den übrigen Rest zu verschwenden und sich mit jeder Gefahr vertraut zu machen. Man erzählte von ihm Bravourstücke, die an Torheit grenzten, und tollkühne Streiche, wie die Affäre der Pichincha und jene Corrida der Verrückten, die hier wiederzugeben zu weit führen würde; man darf indes sagen, daß er bei diesen Abenteuern den Tod mit dem Ärmel gestreift hatte.

Stellen Sie sich einen Mann von Mittelgröße vor, mit starken Schultern und gedrungenem Nacken... man sieht seine Muskeln unter dem weißen Tuch seines Waffenrocks spielen... seine Hände sind schwere Tatzen mit viereckigen Fingernägeln. Die gewölbte vortretende Stirn und die buschigen Augenbrauen lassen ein paar graublaue Augen, die bisweilen ein seltsames Flimmern zeigen, dunkler erscheinen. Seine breite Nase erinnert ein wenig an einen Mestizen, der große und sehr rote Mund wird überschattet von einem dünnen Schnurrbart. Wie die meisten Männer des Landes sieht er mit seinen

bläulich schimmernden Wangen immer schlecht rasiert aus, obwohl er sich scharf gegen den Strich nachrasiert und mit Rachel pudern läßt. Er mag höchstens vierzig Jahre alt sein, hat ein bißchen Embonpoint und ein paar weiße Haare an den Schläfen. Er gürtet sich, selbst bei Tisch, mit einem ledernen Dolchgehänge, an welchem in einer Lederscheide ein schwerer Revolver über der Hüfte baumelt.

Die heutige festliche Soiree gibt er zu Ehren dieser Miß Edith Macmillan, die von ganz Guyaquil mit Blumen und Piropos überschüttet wird. Man nennt sie auch die Rubia wegen ihres prächtigen Blondhaars, das ein wahres Wunder scheint in einem Lande, wo alle Frauen schwarzhaarig sind... Rubia heißt sie oder Eva, weil unter den Himmelsstrichen, wo man spanisch spricht, die Sage geht, das erste Weib sei blond gewesen. Um ihr, der blonden Göttin, zu huldigen, hat Tovar die Haare der beiden Statuen in Gold malen lassen.

Die Rubia ist ganz klein und zierlich, wenn man sich dicht neben ihr befindet, aber sie scheint fast groß zu sein, wenn man sie allein dastehen sieht, so ebenmäßig ist sie gebaut. Ihr kindliches Gesicht zeigt keine Spur von Strenge oder unbeugsamem Willen, die gleichwohl jeder der hier am Tische sitzenden Männer und ihre sonstigen Verehrer in der Stadt zu spüren bekamen, wenn sie in ihren Huldigungen zu weit gehen wollten. Niemand

kann sich dessen rühmen, sie zur Geliebten zu haben, und sollte er dennoch damit prahlen, so würde niemand es ihm glauben.

Sie ist, wie jedermann weiß, vor nunmehr zwei Jahren wegen einer Erbschaftsangelegenheit zugereist. Man hätte diese zwar ohne sie ordnen können, aber immerhin nicht schnell genug, nach ihrer Meinung... es handelte sich um ein paar Grubenanteile, im Grunde genommen um ein Kapital, das kaum der Mühe verlohnte. War es Lust an einem ungebundenen Leben, war es Sucht nach Abenteuer, gleichviel: sie mußte so ihre eigenen Ideen in dem kleinen Köpfchen haben. Eigentlich hätte nichts in dieser, unter der Donnerglut der senkrecht herunterglühenden Tropensonne liegenden Stadt sie zurückhalten sollen, hier, wo unter Schmutz und Verwahrlosung das Fieber wütete. Sie war indes geblieben, ja, es gefiel ihr hier, wo sie verhätschelt, umschmeichelt und mit Geschenken überhäuft wurde, dies zweifellos deshalb, weil sie schön war oder «guapa», um die Gefühle der Männer ihr gegenüber genauer auszudrücken. Und einen ganz besonderen Reiz verlich es ihr, weil sie sozusagen einzig in ihrer Art war, vom anglo-amerikanischen Prestige umstrahlt, das auf diese Leute des fernen Südens, die von der weltgebietenden nordischen Rasse träumen, einen nie versagenden Zauber ausübt. Vielleicht lockte die Männer auch diese ungewohnte Unabhängigkeit eines Weibes, die sie bei ihren eigenen Frauen nie gefunden hatten.

Sie lebte allein in einem Hause der Santa Ana, am entgegen gesetzten Ende der Stadt; ihr Personal bestand aus indischen Dienerrinnen, von denen die meisten nur zusammen mit ihrer Herrin ausgingen. Ihr Hausmeister war ein Zambo, der stark an einen Neger erinnerte; jeden Morgen trotzte der Brave hinter einem, mit Alforjas beladenen Maulesel stadtwärts, um die nötigen Einkäufe auf dem Marke zu machen. Wenn die Verehrer des jungen Fräuleins ihm begegneten, versäumten sie nie, ihm reichliche Trinkgelder zuzustecken, in der Hoffnung, etwas Näheres über ihre Angebetete zu erfahren. Der Zambo nahm zwar das Geld mit dummschlaudem Lächeln an, aber aus seinem Geschwätz konnte niemand klug werden. Nach Verlauf von zwei Jahren wußte noch kein Mensch über diesen Wohnsitz Bescheid, der hinter einem Wall von üppigem Grün versteckt lag, und niemand hatte je die hohe Bambushecke durchschritten, deren undurchdringlich dichten Zweige wie Ranken aus einem übervollen Korbe nach allen Seiten überhingen.

Man hatte die Idee, daß sie ein Dasein führe wie die schönen Frauen des Landes, den lieben langen Tag in einer dieser bequemen großen Hängematten liegend, die in den Aequatorregionen unsere Liegestühle ersetzen. Früchte, Eislimonaden und Zigarren neben sich... und eine kleine Bandurria-Spielerin, ihr Instrument auf den Knien, kauert unweit davon am Fuß eines Baumes. Die schmachtenden Verehrer, die am Abend um den Garten herumstreifen, hörten bisweilen die zarten Klänge des Instruments und vernahmen, wie junge, frische Stimmen den lockenden Refrain der Zapateos wiederholten.

Wenn die junge Dame eine Ausfahrt machte, hielt ihr Wagen, eine schwarz weiß lackierte Viktoria, die sie aus einem Nebengebäude hatte vorfahren lassen, vor dem Portal des Hauses; zwei rassige Mauleselinnen, mit zierlichen Troddeln an den Schabrücken und wehenden Federbüschen auf den Köpfen, waren davorgespannt. Es war um die Abendstunde, wenn die glühende Sonne hinter den Cerros verschwunden war. Sie erschien, stolz und unnahbar, wie eine schöne Fee, von ein oder zwei Dienerrinnen begleitet, und setzte sich zwischen den Lederkissen im Fond des Wagens bequem zurecht. Fast immer legte sie zu diesen Spazierfahrten eine Art von Zigeunerkostüm an, die schlanken Beine von einem Gewebe knisternder Seidenvolants bedeckt, den feinmodellierten Oberkörper in eine straffanliegende Robe aus Tafta oder Organdi, den Kopf und die Schultern in ein buntes Tuch gehüllt.

Auf dem Wege zur Stadt begegnete sie stets Reitern und Spaziergängern, die so taten, als seien sie zufällig unterwegs, und die gekommen waren, um ihr zu huldigen. Liebenswürdig ließ sie ihren Wagen anhalten. Die Verehrer brachten ihre Komplimente mit einer etwas steifen Höflichkeit vor, ja, man hätte sagen mögen, sie fürchteten sich ein wenig vor dieser jungen Frau, die so ganz anders war als die Frauen, die sie kannten. Die besonders galanten Herren überreichten ihr einige Blumen oder erlaubten sich, ihr feine Handschuhe oder eine hübsche Schärpe zu verehren. Die Reiter pflegten den Wagen bis zu den ersten Häusern des Malecon zu begleiten; sie zitierten Verse, wie sie in den verliebten Piropos des Landes vorkommen, und diejenigen, die es eilig hatten, die Schöne zu erobern, schlugen ihr ungeniert ein Rendez-vous vor. Sie antwortete ihnen, ohne sich auf irgend etwas einzulassen, in gebrochenem Spanisch mit dem fremdländischen Akzent von New York oder Hollywood, den sie so sehr liebten... in der Sprache dieses Hollywood, wo alle Frauen verführerisch sind wie auf der Flimmerleinwand. Aus ihren Kissens heraus lachte sie ein wenig spöttisch, und die kleinen Dienerrinnen, die vor ihr saßen, bemühten sich krampfhaft, nicht auch zu lachen. Dann verließen die Reiter sie mit einem zeremoniellen Gruß und schauten bedauernd ihrem Wagen nach, den der flotte Trab der Mauleselinnen dem Flusse und den Bogengängen des Hafens entführte.

Heute abend bei Romero Tovar nimmt sie den Ehren-

platz am Kopfende der Tafel ein, just unter einer der Statuen, die ein Symbol sind für die unbekannte Schönheit ihres nackten Körpers. Sie ist ganz in Weiß gekleidet, die Volants ihres Rockes bestehen aus Spitzen, und ihr Mieder mit dem tiefen Halsausschnitt verriät eine Art von schlauberedneter Koketterie. In ihrem Blondhaar glitzert ein smaragdgrüner Kolibri wie ein kostbarer Edelstein.

Die anwesenden Herren sind zumeist Offiziere, daneben einige Zivilisten aus der ersten Gesellschaft, Gadupinos, das heißt Weiße von rein spanischer Rasse. Alle tragen den Revolver am Dolchgehäng oder am Gürtel ihres Beinkleides, eine Gewohnheit in einem Lande, wo es alle Augenblicke eine Revolution gibt... so ziemlich jedes zweite Jahr werfen die Putsch in Guayaquil (diesem Barcelona Ecuadors!), die gegen die Hauptstadt Quito gerichtet sind, die jeweilige kurzlebige Regierung um. Alle die Gäste sind Leute von lebhaftem, feurigem Temperament, an geistreiche Einfälle und witzige Wortspiele gewöhnt, und nicht wenige feine Köpfe sind darunter, die in Vers- und Redeturnieren geübt sind. Alle scheinen ausschließlich zu der Soiree gekommen zu sein und als Salonlöwen glänzen zu wollen, um sich vor der Amerikanerin hervorzutun. Die meisten haben in diesem Augenblick ihren Platz an der Tafel verlassen und sitzen dicht gedrängt um sie herum.

Anstatt zu speisen, kostet man hier und da an den aufgetragenen Gerichten ein bißchen, wie es hierzulande üblich ist. Zur Revanche trinkt man aber nach Noten, und zwar echten französischen Champagner, den der Oberst auf einem Schiff, das Schmuggelware führte, die beschlagnahmen lassen. Auf strenge Speisefolge wie bei uns, wo der Suppe das Zwischengericht und alsdann der Braten folgt, legt man hier keinen Wert, sondern man trägt die Schüsseln in bunter Folge auf. Jeder sucht sich aus, was ihm gerade schmeckt. Da gibt es Austern aus dem Rio Salado, die man auf den im Wasser wuchernden Zweigen der Manglienbäume findet, Krebse, die mit Rosinen gefüllt sind, Aale aus dem Guayafluß, gebackene Bananen, Machetesalat, Meerschneppen und gebratene Sittiche... alle diese leckeren Dinge wurden gleich zu Beginn des Diners aufgetragen. Die jungen Leute, die servieren — Ordonnanzen in Uniform, bewaffnet wie ihre Vorgesetzten — sorgen lediglich dafür, leere Schüsseln gegen volle auszuwechseln und rechtzeitig die Gläser zu füllen. Man kostet nach Laune von den Nach- und Vorspeisen, den Fischen, dem Braten und den Früchten, und sucht eher die Phantasie zu befriedigen als den Gaumen zu kitzeln. Man erhebt sich beim Essen und bildet kleine Gruppen, um zu schwätzen und Anekdoten zum besten zu geben, man deklamiert einen, oft etwas schlüpfrigen Vierzeiler zu Ehren der Rubia, man leert die Champagnerkelche «a chorro», das heißt, man hebt sie ganz hoch und leert sie so in die Kehle, um seine Geschicklichkeit zu zeigen, man markiert eine «cachucha» mit seinem Gegenüber, man setzt sich wieder, nimmt eine Gitarre und zupft ein wenig die Saiten, man stimmt ein Liedchen an und rückt eng zusammen, um die Stimmen in die richtige Tonlage zu bringen. Es ist ein unaufhörliches Hin und Her unter den breiten Palmwedeln und den bunten Lichtern, ein angeregtes Plaudern und Lachen junger und lebenshungriger Männer, denen ein festliches Diner am gleichen Tisch durchaus keine feierliche Zeremonie bedeutet, die im Gegenteil nur darauf aus sind, anderen zu gefallen und sich weidlich zu amüsieren.

Juan Babely, ein Leutnant von fünfundzwanzig Jahren, phantasierte gerade auf der Vihuela, einer Art von sechssaitiger Mandoline. Die Melodie wiegt sich im Takte der Fandangillos, sie ist sinnlich und schmachtend, man glaubt wehende Frauenröcke und stampfende Absätze zu hören. Gegen die Amerikanerin gewendet, die grade Spanische Nüßchen knabberte, sang er mit schmelzender Stimme:

Me quitaron me alegria,
Me quitaron la libertad
Si me quitan tu querer...

Fast alle anderen hatten aufgehört zu sprechen und zu lachen, um der Copla zuzuhören. Das Lied ging weiter ohne Begleitung, mit langen Modulationen auf der gleichen Silbe, und die ersten Verse wiederholten sich inbrünstig immer wieder wie eine Liebesklage, die das Herz zu rühren sucht. Alle nickten zum Takt und markierten ihn mit der flachen Hand auf ihren Knien. Der geheime Zauber der Musik ergriff sie nach und nach. Und als das Instrument plötzlich den Tanzrhythmus wieder aufnahm und die Melodie mit sich forttrieb, erhoben sie sich, einer nach dem andern, stießen einen anfeuernden Schrei aus und sprangen in den freien Raum zwischen der Tafel und den Palmen; alsbald bildeten sie, wie auf freie Verabredung, zwei Gruppen einander gegenüber, wie es in diesen Ländern üblich ist, wo die Männer die Gewohnheit haben, miteinander zu tanzen. Dann begann, wie auf Kommando, der Tanz, indem sie sich näherten, einander mit den Ellbogen oder mit der Hand berührten, dann um sich selber drehten, indem sie mit dem Absatz aufstampften oder ihre Daumen knallen ließen. Als die Copla sich ein Moment verlangsamt, wiegten sie sich, dem Partner gegenüberstehend, hin und her, dann, als eine schwingvolle Kadenz folgte, riefen sie alle miteinander «Andal!», klatschten in die Hände und tanzten eifrig weiter, indem sie dabei kunstvolle und leidenschaftlich bewegte Figuren auf dem Boden beschrieben.

Nur Edith und der Oberst waren, Seite an Seite, nahe der Tafel sitzen geblieben. Sie fuhr fort, ihre Nüßchen zu knabbern und folgte mit dem Blicken aufmerksam dem Tanze, dabei hin und wieder lächelnd, als ob der Zauber des Liedes sie ebenfalls in seinen Bann geschlagen habe. Mit einem Male sagte sie, ohne Tovar den Kopf zuzuwenden, in einem beinahe gleichgültigen Tone: «Ich habe heut' nachmittag im Hafen eine Flagge meines Heimatlandes gesehen. Was kann das sein?»

Er suchte ihren Blick, fand ihn nicht und wandte sich gegen sie, um ihr zu antworten:

«Gar nichts... ein kleiner Kohlendampfer... Drollige Idee, sich um so was zu kümmern...»

«Es ist ein amerikanisches Schiff, wissen Sie, my dear.»

«Nicht mal das... Es segelt unter amerikanischer Flagge seit sehr kurzer Zeit. Sein Heimathafen war Manzanillo in Mexiko, wenn ich nicht irre...»

Sie fuhr fort, ohne das Ende der Antwort abzuwarten:

«Wissen Sie, was es hier macht?»

«Klar, daß ich es weiß, dazu bin ich da. Es macht, was alle Küstenfahrer tun: Zisternen nehmen. Wir haben ihm auf sein Ersuchen ein Ballastboot geschickt. Das Schiff muß in zwei oder drei Tagen wieder abfahren.»

«Wohin segelt es?»

«Haben Sie vielleicht Lust, uns auf diesem Dampfer da zu verlassen?»

«O nein», meinte sie und legte ihre Hand auf seinen Arm, «ich hab' durchaus keine Lust, Sie zu verlassen, Tovar. Sie wissen doch, daß ich Sie sehr gern habe. Ich wollte einfach wissen, nach welcher Himmelsrichtung das Sternbanner meiner Heimat fährt.»

Er wurde weich. Er hätte gern etwas anderes antworten mögen als diese banalen Worte:

«Nach Valparaiso. Der Dampfer soll dort Kohlen ausladen und eine Fracht Zink übernehmen.»

In diesem Augenblick beendeten die Tänzer ihre Copla mit einem schwingvollen feurigen Finale, während die Stimme des Sängers mit höchster Kraft die leidenschaftliche Klage ertönen ließ:

Si me quitan tu querer
Que mas me pueden quitar
Si ya no te puedo ver...

Die Rubia bemerkte noch mit derselben Gleichgültigkeit: «Sind viele Leute von dem Schiff an Land gegangen?»

«Zählen Sie nicht auf Landsleute. Kein Mensch ist ausgestiegen. Der Kapitän hat mitteilen lassen, daß er keine Landungserlaubnis verlange, weil er an Bord zuviel Arbeit habe. Er hat sogar den Piloten zurückgewiesen, das ist sein gutes Recht, vorausgesetzt, daß er uns entschädigt.»

«So? Also niemand ist an Land gegangen?»

«Ich glaube, es Ihnen gesagt zu haben, liebe Edith.»

«Sie sind dessen absolut sicher, Tovar?»

«Sie können sich wohl denken, daß ich der erste bin, der darüber unterrichtet ist», meinte er, ein bißchen ärgerlich. «Aber warum in aller Welt interessieren Sie sich so für dieses Schiff?»

«Ich sagte es Ihnen, Tovar: einzig darum, weil es aus meiner Heimat kommt. Das ist ziemlich selten, wissen Sie...»

Die Tänzer hielten plötzlich inne und riefen «Olé!» Dann überhäufte sie einander mit Komplimenten und klopfen ihren Partnern lachend auf die Schulter.

«Wie heißt es?» fragte sie lebhaft.

«Wer: es?»

«Aber... das Schiff natürlich!»

«Immer noch das Schiff!» prustete er los, indem er die Faust ballte, «was geht Sie dieses Schiff an?»

Sie berührte ihn mit der Hand:

«Sagen Sie's mir, Romero.»

Die anderen fluteten wieder nach der Tafel zurück.

Er lächelte, als er seinen Vornamen hörte, den sie in zärtlichem Tone ausgesprochen hatte; er beugte sich ganz nahe zu ihrem Ohr, das er mit seinen Lippen streifte:

«Der 'Cristobal!»

«Dieses galante Kompliment da stammt nicht von Ihnen, Tovar!» sagte sie laut, mit so harmloser Stimme, als ob sie nie von einem Schiff gesprochen hätten.

Sie tat es mit wohlberechneter Absicht, da die andern sie jetzt mit lachenden Gesichtern umgaben.

«He da, Romero! großer Schuftikus! Du gehst auf Erberung aus, derweil wir den Rücken gekehrt haben!»

«Romero Tovar-Loyola!»

«Wenn die Bienen zur Arbeit ausgeflogen sind, schleckt der Bär den Honig!»

Er lachte ein kurzes, trockenes Lachen, das ihm eigen war, und er fühlte sich trotz allem nicht wenig geschmeichelt, daß man ihm die Rolle eines Herzensbrechers zu trauete. Was Edith anbetraf, so zeigte sie nach wie vor den gleichmütigen Blick eines fröhlichen, ruhigen und harmlosen Kindes.

«Chicos!» rief jetzt der Oberst den Ordonnanzen zu, «bring' Champagner, um meine Tänzer zu erfrischen, Champagner, Champagner in Strömen!»

Seine Leute eilten herbei. Je zwei und zwei trugen sie an den Henkeln weibauchige Calderas aus Kupfer, die mit Flaschen und Eis gefüllt waren. Man stürzte sich begeistert auf diesen Weinverrat und ließ die Propfen gen Himmel springen. Einer von ihnen traf zufällig eine Lampe, die mit einem Knall wie ein Pulverfloss platzte. Flugs hatte man ein amüsantes neues Spiel gefunden, indem man die Glühbirnen mit diesen Ge-

(Fortsetzung auf Seite 1177)

schossen bombardierte. Man traf sie zwar kaum, dafür aber waren die Flaschen im Handumdrehen offen, und jetzt galt es, sie schnell zu leeren. Das geschah mit allem erdenklichen Eifer und man war bald damit zu Ende. Es dauerte nicht lange und die Tafelrunde hatte sich in eine lustig lärmende Bande verwandelt, die nicht mehr ganz fest auf den Beinen war. Mit Bedauern sahen die fidele jungen Herren, daß noch eine Menge Glühbirnen unter den Palmwedeln schwebte.

«Ich lösche die rote in der vierten Reihe aus!» rief ein Dicki — es war der Schiffsreeder Quartara — und faßte seinen Revolver. Alle begrüßten mit Vivatrufen diese prächtige Idee. Man drängte sich um Quartara herum. Er zielte nur einen Moment und schoß. Die rote Lampe grinst vergnügt und funkelte weiter in ihrer Reihe. Der schlechte Schütze bekam sofort die Palmas de Tango, was soviel heißen will wie ein Sturzbad von ironischem Beifall. Schon hatte ein anderer seinen Platz eingenommen, den Revolver fest in der Hand. Der Schuß krachte, und die Lampe zersplitterte knallend in Stücke. Alle Welt rief begeistert «Olé!» und trank auf den Schützen. Die durch die Schüsse in eine merkwürdige Erregung versetzte Rubia war auf einen Stuhl gestiegen.

«Alle in Reih' und Glied!» kommandierte sie, «wir beginnen mit der letzten Reihe, da über meiner Statue!»

Sie standen aufrecht neben ihr, Schulter an Schulter, und jeder schoß, der Reihe nach, durch die lange Terrasse hindurch, über die Tafel hinweg mit ihrem Durcheinander von Schüsseln, Flaschen und Gläsern. Die Regeln des Wettbewerbs wurden ohne viel Worte festgelegt. Jeder mußte die Lampe bezeichnen, die er auslösen wollte. Traf man sie, so bekam man einen Punkt, traf man eine andere als die bezeichnete, so verlor man einen Punkt. Die Rubia hatte zehn Kugeln zur Verfügung, Sieger sollte, wohlverstanden, derjenige sein, der nach Abzug der Fehlpunkte die meisten Glühbirnen zertrümmert hatte.

«Ich gebe dem Sieger einen Kuß, einen richtigen Kuß!» rief Edith, die in dem Rauch und Geruch des Pulvers auf ihrem Stuhl herumtrampelte.

Seitdem man sie kannte, war dies das erstmal, daß sie von einer Liebkosung sprach. Keiner von diesen Männern konnte sich rühmen, den Geschmack der roten Schminke zu kennen, mit der sie sich die Lippen färbte. Als Antwort auf den von ihr ausgesetzten Siegespreis ging ein Murmeln der Ueberraschung und Freude durch die Reihen. Das sollte unter ihnen ein aufreizendes Wettspiel werden! Es handelte sich jetzt darum, durch Geschick und Kaltblütigkeit diesen Glückspreis seinem Rivalen vor der Nase wegzuholen. Sie hätten sich nicht den vierten Teil soviel angestrengt, um eine der Frauen des Landes ganz und gar zu erobern, diese Leute da aus

der Aequatorgegend; aber hier galt es, einen Kuß von dem blonden Wunder zu bekommen, von der bezaubernden Amerikanerin . . . und die Hitze, das Fieber und der aufpeitschende Champagner glühten ihnen im Blut.

Es waren nur gute Schützen anwesend. Die Lampen gingen eine nach der anderen aus. Mehr und mehr versank der hintere Teil der Terrasse in Dunkelheit. Die Schüsse hallten fast ohne Echo. In diesem unermeßlich weiten Raum der Ebene verlor sich der Lärm einer Schießerei, als wäre er vom Erdboden aufgesogen.

Diejenigen, die darauf warteten, daß die Reihe an sie käme, griffen bisweilen mit zerstreuter Hand nach einem Glas und leerten es auf einen Zug, während sie gleichzeitig das Schlußergebnis ihrer Nebenbuhler überwachten. Sie zeigten alle in diesem Augenblick den primitiven Gesichtsausdruck von Menschen, die sich von einem gewalttätigen Wettbewerb hingerissen fühlten, so wie man sie um einen Boxring herum oder bei den Zuschauern eines Hahnenkampfes zu sehen gewöhnt ist. Hier hatten sich die Ritter jener Zeiten der Eroberung wieder eingefunden, die echten Söhne des Pizarro, die jeden Morgen auf zwölf Indianer wie nach der Scheibe schossen, zu Ehren der Apostel.

Ein Soldat markierte die Punkte und Fehlpunkte jedes Schützen. Der Kaufmann Montera hatte vier Treffer auf vier Schüsse. Tovar verfehlte seine dritte Kugel. Er stieß ingrimmig seinen Revolver in die Scheide, der, wie er sagte, nicht mehr die Gewohnheit hatte, zu töten. «Achtung, Oberst!» rief die Rubia neckend, «Montero wird den Kuß von mir kriegen!»

«Noch nicht», erwiderte Tovar finster. Er lehnte sich gegen den Tisch, setzte eine Flasche an den Mund und leerte sie auf einen Zug.

Einer der besten Schützen, Ulpiano Paez, ein rothaariger Riese, Kommandant des Forts Carmen, hatte sechs Treffer auf sieben Lampen, verfehlte aber die achte. Fast gleichzeitig wurde er von Montero eingeholt, der seinen fünften und sechsten Schuß verfehlt hatte. Tovar gab sich alle Mühe, ja er gab sich offensichtlich zuviel Mühe, was sonst gar nicht seine Gewohnheit war. Er kam bei seiner achten Kugel erst mit fünf Lampen hinter den beiden anderen. Er begann sich aufzuregen, fluchte auf die Virgen und den Sant' Jago und schleuderte wütende Blicke auf die Amerikanerin, die aufs höchste vergnügt immerzu auf ihrem Stuhl herumtrampelte und wie eine verkaufte Braut entzückt lachte.

«Gott soll Sie behüten, Señora!» rief er ihr in einem Anfall von Eifersucht zu, die er nicht einmal mehr zu verbergen suchte.

Beim neunten Schuß blieb ihm nichts anderes mehr übrig, als das Rennen aufzugeben, da Paez und Montero ihm fortwährend um einen Punkt voraus waren. Er

senkte den Kopf, um nicht den Triumph des einen oder des anderen, vielleicht gar aller beider, zu sehen, dieser Jahrmarktsschützen, denen der köstliche Mund seiner Edith ausgeliefert werden würde, dieser Mund, dessen Küsse er nie gekostet hatte. Alle anderen Schützen hatten, wie er, verzichtet. Einige von ihnen, die total bezecht waren, fuhren fort, ins Leere zu schießen, als ob sie sich über ihren Mißerfolg trösten wollten.

«Ich treffe zwei auf einmal mit meiner letzten Kugel!» brüstete sich Paez.

«Wenn du kannst», hohnlachte der Kaufmann. «Ich ziele auf die blaue in der dritten Reihe und die gelbe dahinter!»

Der Schuß krachte: die beiden Lampen erloschen. «Cará verd . . . ich bin geschlagen!» fluchte Montero und warf seine Waffe beiseite.

Der Sieger stand vor der Rubia, die noch immer auf ihrem Stuhl herumtrippelte. Sie brauchte sich nicht zu bücken, noch er, den Kopf zu heben . . . so klein, wie sie war, befand sich ihr Kopf in der Höhe seiner Lippen. Ihre Gesichter näherten sich. Mit einer reizenden Handbewegung legte sie ihren Spitzenkragen um den Kopf und gab ihm den Kuß durch die Spitzen hindurch.

«Daß ich verdammt bin, daß mit angesehen zu haben!» knurrte Tovar ingrimmig.

Er war nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, wie übrigens nicht wenige andere. Der reichlich getrunkene Wein schien ihm wie Purpur unter der Wangenhaut heraufzusteigen. Er schaute um sich mit dem irren Blick des Betrunkenen. Vor Aerger und Eifersucht knirschte er mit den Zähnen. Den Revolver hatte er noch immer in der Hand.

«Jemand zu erschießen . . . würd' mir gefallen», lallte er.

«Mich!» rief die Rubia lachend und warf sich vor ihn. «Dich, meine Taube? Da würde ich lieber meine Mutter umbringen, wenn ich so 'n Schweinehund wäre!»

Er drängte sie langsam von sich ab, mit dem Rücken seiner schweren Hand. Sie klammerte sich an diesem starken Arm fest und zeigte auf die Bildsäule am anderen Ende der Terrasse, die unter den ausgelöschten Lampen wie verblaßt im Halbdunkel schimmerte.

«Da, mein Ebenbild also, mein Ebenbild!»

Sie drängten sich alle um sie herum, im Innersten aufgewühlt, als spiele sich ein wirkliches Drama vor ihren Augen ab. Diese junge Frau da schrie und gestikuliert wie ein Kinostar, und zweifellos entsprach diese Schauspielerszene ganz famos ihrer Auffassung von den Dingen des Lebens . . . und in dem weintrunkenen Gehirn der Männer erwachten dunkle Instinkte von Mord und gewaltsamer Entführung. Sie alle, die Rubia eingeschlos-

(Fortsetzung auf Seite 1179)



Keine Schönheit ohne Pflege!

Die Dame pflegt ihr Aeusseres und sorgt vor allem durch täglich zweimaligen Gebrauch von „Odol“ für die Schönheit und Gesundheit ihrer Zähne. Sie ist sich der bezaubernden Wirkung gesunder, perlenweisser Zähne bewusst u. schätzt die zuverlässige und bewährte „Odol“-Mundpflege. „Odol“ bedeutet für sie Gesundheit u. notwendige Erfrischung.



Odol

-Mundwasser und -Zahnpasta verhindern die Zersetzung von Speiseresten im Munde und beseitigen jeden peinlichen Mundgeruch.

ODOL COMPAGNIE A.-G. GOLDACH-ST. GALLEN



bei Nervenschwäche, Schlaflosigkeit und Ermüdungszuständen geistiger und physischer Art. Erhältlich in den Apotheken

Leidende Männer

bedauern bei allen Funktionsstörungen und Schwächezuständen der Nerven einzig die Ratihläge des erfahrenen, mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft vertrauten Spezialarztes und lernen eine von einem solchen herausgegebene Schritt über Urfahren, Verhütung und Heilung derartiger Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Dr. med. Hausherr, Verlag Silvana, Herisau 472



speziell geschaffen für Baby-Wäsche

Sammelt Sunlight Wert-Coupons

LX 112-0260 SG

BLONDINEN! und auch „Braun-blonde“!



Gebt Eurem Haar jenen lichten natürlichen Goldglanz!

NURBLOND'S

„SONNEN-WIRKUNG“ macht bräunlich-blondes Haar

2-4 SCHATTIERUNGEN HELLER. Verhütet „Streifigwerden“.

Hier ist endlich ein Weg, die volle bezaubernde Schönheit matten, braun-blonden Haares herauszubringen. Ein Spezial-Shampoo, das wie strahlende Sommersonne wirkt, macht jetzt nachgedunkeltes blondes Haar tatsächlich 2-4 Schattierungen heller, ohne es streifig oder trocken zu machen. Genau so wie die Sonne gibt auch NURBLOND, die wundervolle Shampoo-Kur, den natürlichen goldenen Schimmer — den strahlenden Glanz, der Ihr Haar so faszinierend machen kann — und Sie selbst viel ansehender, ja, viel hübscher. Und endlich ist Ihr Wunsch erfüllt — Ihr Haar erhält den jugendlichen goldblonden Schimmer, ohne jenes geblähte Aussehen, denn NURBLOND'S Geheimrezept enthält weder Färbemittel noch schädliche Bleichmittel. NURBLOND verhindert das Nachdunkeln natürlichen lichtblonden Haares und bringt auch dem mattesten braun-blonden Haar die bezaubernde goldene Schönheit der Kinderzeit zurück. Dauerwollen halten länger. Benutzen Sie es noch heute. Wenn nicht erhältlich, senden Sie Pres. — 50 direkt an Gachnang, Abt. Z, Dufourstr. 56, Zollikon.

NUR-BLOND DAS SPEZIAL-SHAMPOO FÜR BLONDINEN



Bildung

ein wertbeständiges Kapital für Sohn und Tochter

Französisch

Englisch od. Ita.ienisch garant. in 2 Mon. in d. Ecole Tami, Neuchâtel 31 oder Baden 31. Auch Kurse mit beliebiger Dauer zu jeder Zeit u. für jedermann. Vorbereitung für Staatsstellen in 3 Monaten, Sprach- und Handelsdipl. in 3 u. 6 Monaten.

sen, warteten in wollüstiger Spannung auf den Moment, wo die Statue in Stücke geschossen würde... Poesie und Wirklichkeit vermischten sich wie in einem berauschten Traume.

«Tötel» rief die junge Frau.
«Mata! Matala!» klang es rings im Chor.
Einer von ihnen hörte nicht auf, Kugel um Kugel in die Palmwipfel zu schicken.

«Um so schlimmer!» grollte Tovar, «Euch werd' ich nicht verfehlen, Señora!»

Er drängte mit ausgebreiteten Armen diejenigen, die ihn umgaben, zurück und hob die Waffe mit einer Faust, die nicht mehr zitterte. Mit einem Male stand er wieder fest auf den Beinen.

«Wohin soll ich zielen?»
Die junge Frau stand vor ihm. Sie zeigte mit dem Finger durch den hauchdünnen Stoff hindurch auf die Spitze ihrer linken Brust:

«Hierhin!»

Und sie drückte auf das feste Fleisch, das unter dieser merkwürdigen Liebkosung langsam nachgab. Er wurde blaß und schloß einen Augenblick die Augen, während sich ringsum unter diesen jungen, heißblütigen Männern ein Gemurmel der Begierde erhob. Weder sie, noch er, noch sonst jemand wußte in diesem Augenblick mehr, wo sich Schein und Wirklichkeit vermischten. In ihrem umnebelten Gehirn verschmolzen in eins diese junge, weißgekleidete Frau vor ihnen und eine andere Frau, die nackte, bemalte Statue... und dieses eine und selbe Wesen war von einem Revolver und einer Rache bedroht. Alle schrien durcheinander, wie in einem Taumel von Wollust und Angst.

«Ich tötel!» sagte Tovar ingrimmig.

Er hob den Arm und streckte ihn ganz langsam, bis durch das Visier hindurch die spitzen Brüste der Statue sichtbar wurden. Sein Gesicht, auf dem sich die ganze Anspannung seines brutalen Temperaments malte, verzog sich zu einer grausamen und gierigen Grimasse.

Er schieß.
Die Spitze der kleinen Brust zerspringt wie eine Porzellanschale... ein großes, schwarzes Loch gähnt im Busen der Statue.

In ihrer Trunkenheit waren sie unfähig, Schein und Wirklichkeit zu unterscheiden, und sie stöhnten auf, als sei die junge Frau da vor ihnen tot. Die Rubia hielt ihre Hand auf die Brust gepreßt und schien ohnmächtig umsinken zu wollen.

«Oh, tut das weh!» seufzte sie.

Und sie sehnte sich an die Brust Tovars, mit dem Gefühl, besiegt zu sein. Als er sich, tiefbefriedigt über einen Mord, von dem er nicht wußte, ob er ihn wirklich be-



Photo Passweg

† Adele Sandrock

«Was, Jahrzehnt?! Seit einem Jahrhundert bin ich Gast dieses Hauses!» hat die in diesen Tagen dahingeschiedene Schauspielerin Adele Sandrock in einem vor einigen Jahren in Zürich gezeigten Film geäußert, worin sie, wie gewöhnlich, die Rolle der «komischen Alten», des «Hausdrachen», der «verpönten Schwieger- und Urgroßmutter» zu spielen hatte. Und weil sie ähnliche Aussprüche fast in jedem Film zu wiederholen gezwungen war — phantasielose Drehbuchverfasser, geldgierige Regisseure und die von den beiden vorgenannten Spezies gänzlich im Geschmack irregeleiteten Zuschauermassen verlangen dies nun einmal von ihr! —, hat sie das Schicksal aller Humoristen teilen müssen: sie wurde überhaupt nicht mehr ernst genommen, und ob sie nun sagte «Guten Tag, liebes Kind!» oder «Mein Gatte ist soeben an einem Herzschlag gestorben», das Publikum «dankte» ihr in jedem Fall mit dröhnendem Gelächter! Unendliche Tragik der Komik.

Adele Sandrock, la grande actrice comique allemande qui vient de mourir ces jours derniers à Berlin.

gangen hatte, zu ihr herunterneigte, ging über ihr kleines Gesicht ein plötzlicher Freudenthümer und sie flüsterte ihm hastig ins Ohr:

«Morgen... bei mir... zur Siestastunde... die Tür im Nebengebäude...»

Einen großen, schöngeflochtenen Korb hatte er vorausgeschickt; er war angefüllt mit einheimischen Früchten: Apfelsinen, Gujavaäpfeln, Ananas, Brei- und Granatäpfeln, Mahagoninüssen sowie mit seltenerem Obst. Es lagen, in Watte sorgfältig verpackt, Birnen, Aepfel, Aprikosen und Weintrauben aus dem fernen Kalifornien, in Paraffin gehüllt, solche aus Malaga, in Sägespäne gebettet. Die Früchte hatten eine Decke aus frischen Blumen, die mosaikartig angeordnet, sozusagen einen Blütenrahmen um eine in der Mitte eingefügte Photographie bildeten; diese stellte den Obersten in Galauniform dar. Eine Widmung auf englisch stand darunter: «To my sweetest.»

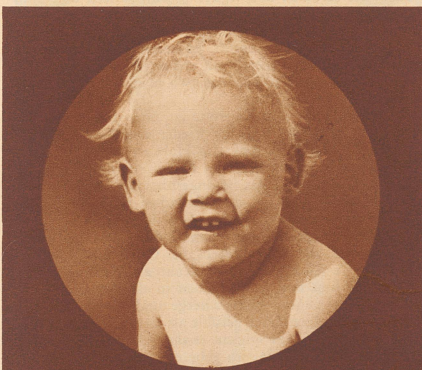
Um zu dieser Stunde, da die ganze Stadt unter den senkrechten Strahlen der Sonne im Schläfe liegt, kein Aufsehen zu erregen, war er, von einer Ordonnanz gefolgt, ausgeritten, als ob er einen Ausflug über Santa Ana hinaus auf der Bodegastraße machen wollte. Er hatte dann die Ordonnanz mit den beiden Pferden in einer Hazienda gelassen, die er auf dieser Seite der Stadt besaß, und war ein Stück Weges zu Fuß zurückgegangen, wobei er die ihm vertrauten, verschwiegene Pfade benutzte, die sich zwischen den hohen Zweigen der Vigaos hinziehen.

Als er in der Nähe des Hauses von Edith anlangte, war es freilich noch viel zu früh für den Besuch. Er wollte nicht gern von jemand gesehen werden, suchte sich darum ein verstecktes Plätzchen mitten im Gebüsch und begann zu rauchen, eine Zigarre nach der andern.

Es entsprach nicht seiner Gewohnheit, in einem solchen Falle an das weibliche Wesen zu denken, das ihn erwartete, das vielleicht gerade seinen Körper und seinen Schmuck zu dem Besuche vorbereitete. Er wußte aus Erfahrung, daß in diesem Punkte nichts in der Wirklichkeit dem entspricht, was man sich eingebildet hat. Er war der Mann des Augenblicks, er verstand es, ihn zu ergreifen und den höchstmöglichen Genuß aus ihm zu ziehen, aber er hütete sich wohl, dem Glücke durch erschöpfende Traumphantasien den Schmelz zu rauben. Für den Augenblick dachte er vielmehr an etwas ganz Praktisches; er grübelte nämlich darüber nach, wie er einen taprigen Kaufmann um die paar tausend Souccres erpressen konnte, deren er just bedurfte, um seine neue Eroberung gebührend zu verhätscheln. (Fortsetzung folgt)

Was ist **Ricqlès?**

Alcool de menthe de RICOLÈS ist ein natürliches, die Verdauung unterstützendes Hausmittel, das in keiner Familie fehlen sollte.



Die empfindliche Haut des Kleinkindes verlangt besondere Pflege.

BALMA-KLEIE

macht das harte Wasser weich und verhindert Wundsein.

Packungen für 4 Bäder Fr. 1.50

Schnelli
Albert-Biscuits



leicht verdaulich, wohlschmeckend; zur Kranken- und Kinderpflege unentbehrlich.
In allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche erhältlich

Dr. Richter's **Nerven-Tonicum**



beruhigt und stärkt die Nerven. Ein Versuch überzeugt. Fl. Fr. 5/75 in den Apoth. od. franko Zusendung d. Apotheke Richter & Co., Kreuzlingen 2

Wer an **Gicht**

Gichtnolen, Gelenk- und Muskelrheumatismus

Ischias, Lähmungen, nerv. rheumatischen Schmerzen, Neuralgien, Migräne etc. leidet, schicke sein Wasser (Urin) und Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- u. Naturheilmittel Institut Niederurnen** (Ziegelbrücke), Gegründet 1903. Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.



Wichtig
Mein 9. Rat
für dunkles Haar:

Nicht-alkalische
Kopfwäsche!

Im Friseur-Salon verlangen Sie Haarwäsche mit „ONALKALI“, dem konzentrierten „Schwarzkopf-Extra“, seifenfrei und nicht-alkalisch.



Gleich gebrauchsfertig und praktisch ist das flüssige, ebenfalls seifenfreie und nicht-alkalische

SCHWARZKOPF EXTRA-MILD „FLÜSSIG“ für jedes Haar

EXTRA-BLOND „FLÜSSIG“ für blondes Haar

Erhältlich in großen und kleinen Flaschen!

Dunkles Haar wird besonders schön durch ständige Pflege mit dem seifenfreien, nicht-alkalischen Schwarzkopf „Extra-Mild“. Das Haar bleibt ohne den häßlichen, unbeliebten grau-weißen Kalkseifenbelag, die natürliche Schönheit dunklen Haares kommt voll zur Geltung, und seidiger Glanz betont die Wellen der Frisur. Außerdem bleibt das Haar gesund, straff und elastisch, es läßt sich deshalb immer gut frisieren.

Blondinen nehmen Schwarzkopf „Extra-Blond“ mit dem Blondverstärker, der nachgedunkeltem Haar seinen ursprünglichen Blondton zurückgibt; für zartes Kinderhaar und zur Bekämpfung von Schuppen: „Extra-Zart“ mit Kräuterbad.

SCHWARZKOPF EXTRA-MILD
seifenfreie, nicht-alkalische Haarpflege

DOETSCH, GREYER & CIE. A.-G., BASEL